

8

Als Mensch unter Menschen

8. Als Mensch unter Menschen

In der Einleitung wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Veröffentlichung der Briefe, die P. Schebesta im Verlauf seiner Expeditionen in die Heimat schickte, einem doppelten Zweck dient. Zum einen geht es um Einblicke in die Arbeitsweise des Forschers, die in den Briefen vermittelt werden, sowie um die Menschen, die sie uns näher bringen. Zum anderen erweisen sie sich als Dokumente, die den Forscher und seine Welt in den Blick rücken und als Gegenstand anthropologischer Überlegungen zu erkennen geben. In beiden Fällen ersetzen die Briefe weder die den Veröffentlichungen zugrundeliegenden Feldtagebücher, noch die Veröffentlichungen selbst. Wohl aber stellen sie eine zusätzliche Quelle für das Verständnis des Forschers und seiner Arbeiten dar. Während die Briefe den Verlauf der Forschungen bestätigen und diese in Detailfragen ergänzen, kommt den dem Briefeschreibern eigenen Perspektiven insofern eine besondere Bedeutung zu, als die von der (aus Sicht der Adressaten) ungewöhnlichen Umwelt bestimmten Mitteilungen das Selbstverständnis und die Welt des Sich-Mitteilenden problematisieren. Dies trifft vor allem dann zu, wenn es sich um persönliche Mitteilungen handelt, in denen dem Befinden des Forschers eine besondere Bedeutung zugemessen wird.

So mag man sich z.B. über die ständige Besorgtheit um das leibliche Wohlergehen und die nicht ablassende Beschäftigung mit dem seelischen Wohlbefinden wundern. Zugleich sollte man jedoch bedenken, daß dem die latente Frage der Adressaten nach der Befindlichkeit des Schreibenden zugrundeliegt, sodaß die entsprechenden Bemerkungen als Antwort auf diese Frage zu verstehen sind. Da diese Antwort jedoch von den Umständen abhängt und ohne deren Kenntnis unverständlich bleiben müßte, sieht sich der Verfasser der Briefe genötigt, die Situation, in der er sich gerade befindet, zumindest andeutungsweise zu beschreiben, sodaß auch diese zu seinen Mitteilungen gehört. Hinzukommt, daß die Adressanten der Briefe nicht nur am Wohlergehen ihres Verfassers interessiert sind, sondern auch an seinen Erfahrungen und Beobachtung Anteil nehmen möchten. Daraus ergibt sich eine Annäherung des Briefes zum Reisebericht, wobei das Maß dieser Annäherung von Fall zu Fall mehr oder weniger groß sein mag.

Ob gewollt oder nicht gewollt, in anthropologischer Hinsicht erweisen sich die Briefe als Zeugnisse interkultureller Vermittlung. Zum einen versetzt sich der Verfasser in die Gegenwart der Adressaten, indem er davon ausgeht, daß diese verstehen, was er mitteilen möchte. Zum anderen lebt und schreibt er in einer Gegenwart, die den Umständen entsprechend sowohl von der Begegnung mit Menschen anderer Kulturen und Traditionen als auch von deren Umwelt geprägt ist. Wie hier das eine mit dem anderen zusammenhängt und im Zusammentreffen unterschiedlicher Gegenwartsweisen Gestalt gewinnt, bleibt der Spontaneität des Augenblicks überlassen. Gleichwohl findet dieses Zusammentreffen aber nicht nur statt, sondern wird auch durch die Vielzahl unterschiedlicher Situationen und Briefe in der ihm eigenen Dynamik belegt.

Dagegen bedeutet der von tiefgreifenden Umbrüchen bestimmte zeitliche Abstand zwischen den Briefen und dem heutigen Leser, daß deren Gegenwartserfahrungen einer zweifachen Vergangenheit angehören. Zum einen beziehen sich die Zustandsbeschreibungen von ehemals auf Menschen und Kulturen, die es in der damals angetroffenen Form nicht mehr oder höchstens in beschränktem Maße gibt. Zum andern hat das Zeitalter des Forschers mit den es kennzeichnenden Evidenzen – man denke etwa an die Geltung der kolonialen Weltordnung – aufgehört, allgemein verbindliche Gegenwart zu sein. Für den Leser ist die Unterscheidung einer doppelten Vergangenheit vor allem deshalb von Bedeutung, weil sie auf die Verflechtung unterschiedlicher Zeiten verweist, in denen die Fragen und Voraussetzungen der eigenen Gegenwart nicht mehr oder nur teilweise die des Forschers und dessen Gegenwart sind.

Doch stellt die Unterscheidung einer doppelten, wenn nicht mehrfachen, Vergangenheit ein Problem dar, das auch im Rahmen der Feldforschung auftritt und dem Zustandekommen einer gemein-

samen Gegenwartserfahrung (als Voraussetzung gelingender Kommunikation) im Wege stehen. Da der Unterschied der Zeiten und Welten nicht durch Absichtserklärungen verschwindet, stellt das Finden einer gemeinsamen Gegenwart ein Problem dar, dessen Lösung einerseits von der Anerkennung der Unterschiede abhängt, und andererseits die Besinnung auf die Prinzipien des gemeinsamen Menschseins verlangt. Wie die Briefe zeigen, bildet die Besinnung auf die Prinzipien des gemeinsamen Menschseins und deren Anwendung ein Motiv, das direkt oder indirekt immer wieder und zumal dort anklängt, wo der Autor versucht, den Menschen als Mitmenschen zu begegnen.

Die Inachtnahme einer doppelten Vergangenheit durch den heutigen Leser ist vor allem deshalb erwähnenswert, weil die Rezeption der Briefe Fragen aufwirft, die sich zumindest teilweise mit denen der Feldforschung treffen. Während nämlich der Forscher und die von ihm untersuchten Menschen und Kulturen unter ungleichen Voraussetzungen weitgehend miteinander verschmelzen, stellt der eigenartige Zusammenhang dieses Geschehens ein Problem dar, das sich auf seine Weise als Gegenstand anthropologischer Überlegungen anbietet. Das Bemühen um interkulturelle Verständigung, das die Briefe auf ihre Weise dokumentieren, will zwar so wahrgenommen und hinterfragt werden, wie es stattgefunden hat. Zugleich gehört es aber einem Zusammenhang an, der geschichtsmächtig geworden ist und den Einzelfall in dessen Licht erscheinen läßt. Hierbei spielen die Briefe insofern eine untergeordnete Rolle, als das Werk des Forschers in den Vordergrund tritt. In der ihnen eigenen Sichtweise unterstützen sie jedoch nicht nur das Verständnis des Forschers und seines Werkes, sondern deuten auch auf Bedingungen und Umstände, von denen die eingetretenen Kulturveränderungen ihren Ausgang nahmen.

Da das Ziel ethnographischer Veröffentlichungen in verlässlichen und möglichst umfassenden Darstellungen der erforschten Menschen und ihrer Kultur besteht, tritt der Forscher mit seinen persönlichen Sorgen notwendigerweise in den Hintergrund. Dies ändert sich zwar, wenn wir an ethnographische Reiseberichte denken, sofern dabei der Verlauf der Arbeiten und damit die Eigentätigkeit des Anthropologen mit zur Darstellung gelangen. Doch verlangen sowohl der Verlauf und die Erfahrungen der Forschung als auch das Interesse an deren Ergebnissen, daß sich der Forscher nicht allzusehr in den Vordergrund drängt, sondern nach Möglichkeit Tatsachen und Menschen für sich selbst sprechen läßt. Demgegenüber läßt der Brief es offen, wie sich der Forscher zur ethnographischen Zielsetzung verhalten mag – was freilich nicht ausschließt, dass im Grunde genommen, direkt oder indirekt, alle Probleme der Forschung berührt werden. Wie auch immer sich das Verhältnis des Forschers zu Reisebericht und ethnographischer Darstellung gestaltet, de facto erschöpft es weder das Potential, noch entwertet es die Perspektiven, die dem Brief trotz vielfacher Verschiebungen im Einzelnen eigen sind.

Auf P. Schebesta bezogen, möchte ich zunächst hervorheben, daß in den Ausführungen zu seinem physischen und seelischen Befinden die ständige Sorge um das Gelingen der Expedition zum Ausdruck kommt. Gerade weil die Forschungsarbeit alle Kräfte in Anspruch nimmt, stellen die Rückschläge in Gesundheit und Wohlbefinden ein Problem dar, das nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Für den Außenstehenden geben demnach die entsprechenden Ausführungen Einblicke in die Schwierigkeiten und Mühen, unter denen die Forschungsergebnisse erzielt wurden. Zugleich machen sie aber auch darauf aufmerksam, daß diese Ergebnisse, gleichgültig ob es um Schebesta oder um andere Forscher geht, nicht zuletzt mit den leiblichen und seelischen Zuständen zusammenhängen, unter denen sie erzielt werden; bzw. derentwillen sie verzeichnet werden oder unvollständig bleiben. Dagegen sieht sich der Forscher nicht nur genötigt, Gesundheit und Arbeitskraft zu erhalten und bei Rückschlägen so schnell wie möglich wieder herzustellen, sondern es stellt sich auch die Frage, wie er trotzdem seine Arbeit verrichten und Behinderungen im Bewußtsein der Pflichterfüllung kompensieren kann. Auch wenn es jedem Forscher selbst anheimgestellt bleibt, für sein Wohlbefinden zu sorgen und eine Antwort auf die zuletzt gestellte Frage zu finden, so werden wir dennoch mit einem Problemkomplex konfrontiert, der bei der Rezeption ethnographischer

Mitteilungen nicht außer Acht gelassen werden sollte. Die genaue Einordnung und Deutung dieses Komplexes entziehen sich zwar dem Zugriff eindeutiger Analysen, da er bei jedem Einzelnen anders ausfällt und in unterschiedlichen Situationen verschiedene Gestalten annimmt und Fragen aufwirft. Soviel aber dürfte deutlich sein, daß er, wie insbesondere die Briefe zeigen, den Forscher zur Selbstreflexion herausfordert und ohne diese nicht angemessen behandelt werden kann.

Daß es Höhen und Tiefen im Wohlbefinden von P. Schebesta gab, ändert nichts an der Tatsache, daß er auch unter schwierigsten Umständen mit allen Kräften seine Pflicht als Forscher zu erfüllen versuchte. Gleichwohl gab es Momente, in denen sein Temperament mit ihm durchging und zu einem Verhalten verleitete, das er im Nachhinein bedauerte. Man hat ihm dieses Verhalten, das er in seinen Reiseberichten nicht verschwieg, zum Vorwurf gemacht. Tatsächlich bezog es sich primär auf Begegnungen mit Waldbauern und wirkte sich auf das Verhältnis zu den Pygmäen eher positiv als negativ aus. Gleichwohl betrifft es einen weiteren Punkt, den ich im Zusammenhang mit den Briefen erwähnen möchte. Gerade weil die Briefe Einblicke in das Selbstbewußtsein und die Selbstreflexivität des Forschers in unterschiedlichen Situationen gestatten, erweisen sie sich als Dokumente, die eine differenzierte Betrachtungsweise und Beurteilung der Forschungsergebnisse ermöglichen.

Dem Tenor der Briefe entsprechend ist es deutlich, daß P. Schebesta seine eigentliche Aufgabe in der Erforschung der Pygmäen erblickte. Um dieser Aufgabe gerecht zu werden, sah er sich genötigt, auch die benachbarten Ethnien in seine Forschungen einzubeziehen, da und sofern die Wildbeuter mit den im Wald lebenden Ackerbauern vor allem im Kongo in vielfältigen Beziehungen standen. Auch konnte er nicht umhin, mit den Dorfbewohnern in Kontakt zu treten, da er bei der Erkundung des Ituriwaldes auf Karawanenpfaden von ihnen abhängig war und sie außerdem brauchte, um die Pygmäen ausfindig zu machen. Dörfer, so könnte man auch sagen, laufen nicht davon, wenn der Forscher kommt, wohl aber Pygmäen, wenn sie einem Fremden begegnen. Bedenkt man außerdem, daß Bauern und Wildbeuter im Kongo eine Art Symbiose bildeten, oder wie M. Rösner schreibt, in einer „Patron-Klient-Beziehung“ lebten, dann bedarf es keiner weiteren Begründung, weshalb man auf die ‚Patrone‘ zugehen muß, um mit den ‚Klienten‘ in Kontakt zu kommen, bzw. daß dieser Kontakt ohne den Patron nicht, oder nur schwer, herzustellen ist; daß es nicht zuletzt vom Patron abhängt, ob ‚seine‘ Bambuti sich verstecken oder nicht. Da P. Schebesta die Unterstützung der Kolonialbehörde hatte, sahen sich die Dorfbewohner zwar mehr oder weniger genötigt zu kooperieren. Sie konnten sich aber auch, wie dies mitunter geschah, widersetzen und die Pygmäen fernhalten. Dagegen bedeutete der von der Bauernbevölkerung abfällig gemeinte Titel ‚Baba wa Bambuti‘, daß dieser in Pygmäenohren einen positiven Klang erhielt und dem Forscher eher nützte als schadete.

Ob es nur der Titel war, mag bezweifelt werden. Gleichwohl drängte er P. Schebesta gewissermaßen in die Rolle eines Pygmäenpatrons. Dies änderte zwar nicht die Verhältnisse im Ituri-Gebiet. Es vertiefte aber die bereits von der Aufgabenstellung herrührende Distanz zu der Bauernbevölkerung, wodurch sich deren Erforschung nicht nur von der Zielsetzung her, sondern auch auf Grund persönlicher Interessen und Einstellungen deutlich von jener der Wildbeuter unterschied. Dieser Unterschied betraf weder die anthropologischen Messungen noch die Sprachforschung. Er hatte aber zur Folge, daß Schebesta sich als Feldforscher im Kongo auf zwei Ebenen bewegte, je nachdem ob man seine Arbeit unter den Pygmäen oder den Dorfbewohnern ins Auge faßt. Man mag dies zumal dann bedauern, wenn man an die Ethnographie der Ituri-Bauern denkt. Doch sollte man nicht vergessen, daß die Pygmäenforschung das zentrale Anliegen von P. Schebesta war, und daß diese den Maßstab für die Bewertung aller anderen, d.h. ergänzenden, Untersuchungen bildet. Entscheidend ist demnach nicht die Frage, ob er diese Untersuchungen nicht anders hätte durchführen sollen, sondern ob er das Verhältnis der Pygmäen zu ihren Wirtsherren angemessen erfaßt hat oder nicht. Da die Situation im Ituri-Gebiet in den letzten sieben Jahren tiefgreifende Veränderungen erfahren hat, kann diese Frage durch weitere Forschungen nur bedingt beantwortet werden. Stattdessen kommt

den Darstellungen und dem Zeugnis von P. Schebesta die Bedeutung einer historischen Quelle zu, die in dem Maße Geltung erlangt, als es gelingt, sie in kontextueller Analyse kritisch zu erschließen.

Die brieflichen Mitteilungen von Zustandsberichten und unterschiedlichen Verhaltensweisen im Umgang mit den Menschen, in denen der Verfasser sich weitgehend ungeschützt äußert, geben den Blick frei auf den Hintergrund und die zwischenmenschliche Dimension der Forschungsarbeit. Insbesondere konfrontieren sie jedoch den Leser mit der Frage nach der grundsätzlichen Bedeutung dieses Hintergrundes und des dazu gehörenden Verhaltens, auf die ich abschließend eingehen möchte.

Wenngleich die Bezugnahme auf die gemeinsame Welt der Korrespondenten zum Wesen des Korrespondierens gehört, lassen gerade die Briefe sehen, daß die Verbundenheit mit dieser Welt latent stets gegenwärtig ist. Da die Vergangenheit eines Menschen nicht einfachhin ausgeblendet werden kann, sondern ihn in seiner Gegenwart direkt oder indirekt mitbestimmt, braucht man zwar keine Briefe, um dies festzustellen. Wohl aber sind es die Briefe, die diesen Sachverhalt direkt oder indirekt andeuten und zu bedenken geben. Zweifelsohne könnte man hier einwenden, daß es im vorliegenden Fall um Briefe geht, die das Tun und Lassen von P. Schebesta betreffen und damit Aufschluß über dessen Persönlichkeit geben; etwa in dem Sinn, daß sie Stationen seiner Forschungstätigkeit erwähnen; daß sie ihn als einen Menschen näher bringen, der als Priester, wenn möglich, die Messe liest; der sich aus der Gegenwart Gottes zu begreifen versucht und im Bewußtsein lebt, daß auch die von ihm erforschten Menschen Mitmenschen und Geschöpfe Gottes sind. Bei anderen Forschern mag sich dies anders verhalten. Doch ist anzunehmen, daß auch sie ihre Arbeit dem eigenen Selbstverständnis entsprechend verrichten. Wie sich das Selbstbewußtsein mit seiner Welt auf die Forschungen von P. Schebesta ausgewirkt hat, ist die eine Seite des Problems. Daß die Fragen, die dies aufwirft, sich auf ähnliche Weise bei jeder Feldforschung wiederholen, ist die andere Seite. Wenn er sich von anderen Forschern dennoch unterscheidet, dann liegt dies vornehmlich darin, daß er dieses Problem nicht verschweigt, sondern sowohl in seinen Reiseberichten als auch und vor allem in den Briefen genügend Hinweise darauf gibt. Die hier vorliegenden Briefe sind die von ihm und keinem anderen. Gleichwohl geben sie aber Aufschluß über Hintergrundprobleme, die auf die eine oder andere Weise wohl bei jeder Feldforschung eine Rolle spielen, gleichgültig ob briefliche Mitteilungen vorliegen oder nicht.

Die Briefe betonen jedoch nicht nur die Verbundenheit mit der Ursprungswelt des Forschers, sondern auch mit den Welten der erforschten bzw. zu erforschenden Menschen, wobei der unbedingte Anspruch anderer Lebensweisen und Weltauffassungen außer Frage steht. Entscheidend sind nicht die Erwartungen und Projektionen, die schon deshalb am Beginn der Forschung stehen, weil es ohne sie keine Forschung geben würde, sondern die tatsächlichen Verhältnisse, die es in der Begegnung mit konkreten Menschen wahrzunehmen und zu erschließen gilt. Demnach stellt sich deren Erforschung als eine Sonderaufgabe dar, die ihren eigenen Maßstäben entsprechend unter Hintansetzung vorgefaßter Auffassungen durchzuführen ist.

Gerade weil sich P. Schebesta des Eigenwertes dieser Aufgabe voll bewußt war, konnte er deren Erfüllung als seine Pflicht betrachten und sich uneingeschränkt der Forschungsarbeit hingeben. Ich nehme nicht an, daß er sich der von Hegel beschriebenen Dialektik von Herr und Knecht bei seinen Forschungen bewußt war. Gleichwohl trifft diese auf seine Situation zu, sofern er als Anthropologe zwar seinem Forschungsgegenstand als ‚Herr‘ gegenübertritt, sich angesichts der Aufgabe aber als ‚Knecht‘ erfährt, der dieser Aufgabe unbedingt verpflichtet ist. Demnach befindet er sich in einer Situation, in der sich der Forscher in ihm von ihm als Person unterscheidet; bzw. in der die Person mit dem Forscher in dem Maße zusammenwächst, als dieser Unterschied anerkannt wird und zur Geltung kommt. Die Möglichkeit dieser Unterscheidung und der damit eingeleiteten Umkehrung der Beziehungen ist ein Problem für sich, das wohl darin seine Lösung findet, daß der Mensch ein Wesen ist, das sich sowohl selbst verleugnen kann, als dies auch muß, um sich selbst zu finden. Doch

möchte ich darauf nicht näher eingehen, sondern mit dem Blick auf P. Schebesta an das erinnern, was über dessen Spiritualität ausgeführt wurde.

Es sind vor allem drei Fragen, die sich im Zusammenhang mit den Hinweisen auf Schebestas Forschungstätigkeit aufdrängen. Erstens stellt sich die Frage, inwieweit seine Feldforschungen den vom Forschungsgegenstand und Forschungsaufgabe eingeforderten Maßstäben entsprechen. Zweitens geht es um die Frage, wie sich die Ursprungswelt des Forschers zu den Welten und Ansprüchen der von ihm erforschten Menschen verhält. Drittens bleibt zu fragen, inwieweit Schebesta den eigenen Ansprüchen gerecht geworden ist. Auf die erste und zweite Frage wurde bereits in früheren Kapiteln eingegangen, in denen die erkenntnistheoretische Bedeutung der Kultur und des Selbstverständnisses des Forschers, bzw. die Art und Weise von Schebestas Feldforschungen behandelt wurde. Die Briefe ergänzen diese Ausführungen dahingehend, daß sie zum ersten die Verflechtung der Welten beispielhaft zeigen und damit die Notwendigkeit eines prinzipiellen Verständnisses unterstreichen. Die Unterschiede verschwinden nicht einfachhin. Sie verlieren aber in dem Maße ihre Gegensätzlichkeit und Entfremdungsmacht, als die Begegnung des Menschen mit Menschen, in denen diese als Mitmenschen erfahren und anerkannt werden, selbst einen prinzipiellen Charakter annimmt. Zum zweiten ergänzen sie besagte Ausführungen dadurch, daß sie, wie bereits erwähnt, einen Begriff von den Anstrengungen vermitteln, denen sich P. Schebesta unterzog, um seiner Pflicht als Forscher zu genügen. Da der Erfolg der Forschungen nicht zuletzt von diesen Anstrengungen abhängt, kann es nicht ausbleiben, deren Ergebnisse ins rechte Licht zu rücken, auch wenn Anstrengungen allein noch keine Garantie für die Qualität der Forschungsarbeit bieten.

Dagegen stellt sich die Frage, inwieweit P. Schebesta seinen eigenen Ansprüchen gerecht geworden ist, ein Problem dar, das sich der Beurteilung des Außenstehenden weitgehend entzieht. Er selbst war sich seiner Unzulänglichkeiten durchaus bewußt, zumal es ihm nicht gelang, die geplanten Abschlußbände zur Erforschung von Semang und Bambuti fertigzustellen. Einerseits verstand er seine eigenen Arbeiten als Anstoß für weitere Forschungen, andererseits wußte er aber auch, daß selbst die beste Forschungsarbeit Stückwerk bleibt.

Wohl kann und muß auch der Außenstehende sich fragen, inwieweit es gelungen ist, dem Eigenwert der Forschung gerecht zu werden, wenn der betreffende Forscher sich seinem Selbstverständnis entsprechend etwa aus der Gegenwart Gottes begriff und dementsprechend auch seine Pflicht als Forscher erfüllte. Die Antwort auf diese Frage wird anders ausfallen, je nachdem ob und wie das Gottesbewußtsein sowohl von dem, der damit lebt, erfahren wird und zum Ausdruck kommt, als auch von dem, der sich zurückhaltend oder ablehnend dazu verhält, verstanden wird. Da für P. Schebesta weder Gott und Wahrheit, noch Glaube und Wissenschaft auseinanderfielen, wenn es darum ging, Tatsachen zu erkennen und anzuerkennen, konnte er sich z.B. für eine Pygmäenmission einsetzen – nicht, weil er die Bambuti bekehren wollte, sondern weil er begriffen hatte, daß ihnen geholfen werden mußte. Im Entwurf dieser Mission machte er als rationales Wesen durchaus Gebrauch von seinen anthropologischen Einsichten. Zugleich wußte er aber auch, daß Mission und Anthropologie ihre eigenen Ziele verfolgen und verschiedenen Maßstäben verpflichtet sind. P. Schebesta begann bereits als Missionar am Sambesi mit anthropologischen Forschungen. Für die anthropologische Forschung freigestellt, widmete er sich dieser ganz und gar als Anthropologe. Seinen Erfahrungen am Sambesi entsprechend, vergaß er jedoch nicht, daß auch und besonders der Anthropologe im Menschen dem Mitmenschen begegnet und damit in dieser Begegnung den Anfang findet, den es zu entfalten gilt.

